

Oskar wollte eine Komödie zur Aufführung bringen. Über die Handlung wäre er sich bereits im Klaren, versicherte er, die Dialoge müsste er allerdings noch schreiben. Das Theaterstück sollte von der Leidenschaft zwischen Mann und Frau erzählen, von den Gefahren des Eros und von der Wollust des Thanatos.

»Sie können aufführen, was Sie wollen, es darf uns nur nichts kosten«, meinte der zuständige Kanzleibeamte und wies auf das Formular, in das sich jeder Student, der sich an der Ausstellung beteiligen wollte, mit vollständigem Namen und Adresse eintragen musste, mit Studienfach, Jahrgang und Matrikelnummer.

»Das Plakat hab ich schon im Kopf: eine Pietà. Die Frau wird ganz weiß sein, das ist die Farbe des Todes, und der Mann in ihrem Schoß ist rot, das ist die Farbe des Lebens, ich werde die Plakate im Siebdruck anfertigen lassen, hundert Stück etwa –«

»Die Kosten für das Plakat müssen Sie selber tragen, Herr Kokoschka«, unterbrach ihn der Beamte. Und für eventuelle Schäden auf der Bühne müsse er ebenfalls aufkommen. Oskar Kokoschka unterschrieb alles mit der Leichtigkeit eines Menschen, der ohnehin keinen Heller in der Tasche hat.

Am Ende des Schuljahres war es üblich, dass die Lehrer und die Studenten der kaiserlich-königlichen Kunstgewerbeschule ihre Arbeiten präsentierten. In kleinen Pavillons, die provisorisch auf einem brachliegenden Feld in der Nähe des Karlsplatzes aufgestellt worden waren, zeigte man die Werke der jungen Künstler. Heuer gab es als besondere Attraktion eine Freilichtbühne, sie war einem antiken griechischen Theater nachgebaut und bot etwa hundertfünfzig Zuschauern Platz.

Oskar war Student im dritten Jahrgang. Er hatte sich für das Lehrfach Zeichnen entschieden, besser gesagt, seine Mutter hatte entschieden, dass er sich als Zeichenlehrer ausbilden lassen sollte, weil sie sich vom Lehrerberuf eine sichere Zukunft für ihren Sohn versprach. Seit Oskar das abendliche Aktzeichnen leitete, zahlte ihm die Direktion

monatlich fünfzig Kronen, das war zwar nicht viel, aber genug für ihn, um der Mutter ein bisschen unter die Arme zu greifen, solange er noch bei ihr wohnte.

Die Kunstgewerbeschule war die einzige höhere Schule in Wien, in der auch Frauen zum Studium zugelassen waren. Zu Mittag, in der Mensa, saßen sie in Grüppchen zusammen und tranken leichtes Bier zum Essen. Oskar saß stets allein an einem Tisch. Er musste immer große Portionen essen, um satt zu werden. Wenn er aufstand und seinen leeren Teller zur Schank zurückbrachte, konnte er sicher sein, dass ihm die jungen Frauen nachschauten und über ihn lästerten.

»Der redet mit keiner«, sagte eine, und eine andere meinte: »Der wird immer rot, wenn man ihn anredet.« Sie kicherten und steckten die Köpfe zusammen und lästerten weiter. Dass er viel zu groß sei und zu mager und dass er seine Arme baumeln lasse wie ein Orang-Utan.

»Was der für riesige Ohren hat! Und in seinem Gesicht ist alles schief!«

»Wenn der einen anschaut, kriegt man Angst«, sagte eine, die sich Lilith nannte. Sie war Hospitantin an der Schule. Zweimal in der Woche ging sie zum abendlichen Aktzeichnen. Dort stand sie Modell, das dunkle Haar mit zwei Kämmen festgesteckt, den makellosen Körper nur mit einem Schleier bedeckt. Oskars Herz zog sich jedes Mal zusammen, wenn er mit ansehen musste, wie Lilith ihre Intimität von den Studenten des ersten Jahrgangs begaffen ließ. Ungeschickt bannten sie mit ihren brüchigen Kohlestiften Liliths Konturen aufs Papier. Eigentlich wäre es Oskars Aufgabe als Leiter des Abendkurses gewesen, diese dilettantischen Versuche zu korrigieren, aber dazu fühlte er sich nicht imstande. Auch wollte er Lilith nicht selber zeichnen, vor den Augen der anderen. Erst Stunden später, zu Hause, wenn Mutter, Bruder und Schwester schliefen, und er sicher sein konnte, dass niemand ihn dabei beobachtete, arbeitete er im Schein einer Karbidlampe. Er zeichnete Lilith aus der Erinnerung, mager und zerbrechlich, und sich selbst als ausgehungerten Knaben neben ihr stehend, beide ihre Scham mit den Händen bedeckend, einen knabenhaften Adam mit seinem geliebten Mädchen im Paradies. Rote Fische, wilde Vögel und exotische Blüten

umrahmten die beiden Kinder und geleiteten Oskar, wenn er dann endlich erschöpft ins Bett sank, durch eine unruhige Nacht.

Morgens, wenn er aufwachte, fühlte er sich wie ein alter Mann. Mit Mühe raffte er sich auf, verließ grußlos die Wohnung, schleppte sich die Straßen des achten Bezirks hinunter bis zum Burgring, dann quer durch die Parks der Innenstadt zu dem gewaltigen Backsteinbau zwischen Stubenring und Donaukanal, zur Kunstgewerbeschule. Er fühlte sich gefangen in diesem Gebäude und beengt wie in einem Vogelkäfig. Alle bewegten sich wie Marionetten, und Lilith, die nicht so hätte sein müssen, wenn sie nicht hier gelandet wäre, irrte zwischen den Marionetten herum und verschleuderte ihre Kostbarkeiten. Sie war die jüngste von den Studentinnen, sie war erst siebzehn. Oskar sprach nie mit ihr. Er schaute ihr nach, wenn sie wegging, aber wenn sie auf ihn zukam, wandte er sich ab. Nur Gott allein, wenn es ihn überhaupt gab, wusste, wie man leidet, wenn man liebt.

Der Juni des Jahres 1909 war ein verregneter Monat, der Aufführungstermin für Oskars Theaterstück musste immer wieder verschoben werden. Aber die Plakate waren bereits in den Kaffeehäusern affiziert und weckten die Neugierde der Wiener. Es wurde heftig diskutiert, ob das, was auf dem Plakat zu erkennen war, als Kunst bezeichnet werden konnte oder eher als Ausgeburt eines kranken Gehirns. Ein blutig roter Fleischklumpen, der einen männlichen Körper darstellen sollte, hing in den Armen einer Frau, die mit ihrer weißen Fratze mit den hohlen Augen und dem offenen Mund einem untoten Dämonen ähnelte. So etwas zielte auf die Verhöhnung religiöser Gefühle ab, und es würde erfahrungsgemäß nicht lange dauern, bis die k. k. Statthalterei einschritt. Ein zweites Mal würde dieses Stück sicherlich nicht aufgeführt werden. Weil außerdem das Gerücht umging, dass eine völlig unbekleidete Frau auftreten werde, war die Vorstellung schon Tage zuvor ausverkauft. Sie war für den späten Nachmittag des 4. Juli angesetzt.

Das Gartentheater bot den vielen Neugierigen kaum Platz. Die Glücklichen, die noch einen Sitzplatz ergattert hatten, saßen dicht aneinandergedrängt auf den schmalen Steinbänken. Die jungen Herren trugen leichte Sommerjacken, die Strohhüte schräg auf dem Kopf, die

Zigarillos lässig im Mundwinkel, was ihnen etwas ungemein Draufgängerisches verlieh. Einige der Gesichter kamen Oskar bekannt vor, aus der Mensa, oder aus den Zeichenkursen. Die jungen Damen in ihrer Begleitung waren zumeist Studentinnen der Kunstgewerbeschule.

»Anfangen! Anfangen!«, skandierten die Leute in den hinteren Reihen, und das stetig anschwellende Trampeln der Füße auf dem trockenen Wiesenboden klang wie das Trommeln vor einer Schlacht. Es roch nach Bier und nach Pferdemit, und ab und zu wehte vom Wienfluss eine kräftige Brise fauliger Abwassergerüche herauf. Immer mehr Neugierige kamen dazu, die auch mit einem Stehplatz vorliebnahmen.

Oskars Blick überflog die Reihen. Jedes einzelne Gesicht prüfte er. Sie war nicht dabei. Lilith war nicht gekommen. Dabei hatte er das Theaterstück nur ihretwegen geschrieben, um seine wilden Träume zu bannen, um diesen Druck loszuwerden, der Nacht für Nacht wie ein Alb auf seiner Brust lag.

In der ersten Reihe, am äußersten Rand einer Sitzbank, saß eine alte Frau. Ihr feines Sonntagskleid aus schwarzer Popeline bauschte sich um ihren gedrungenen Körper wie eine dunkle Wolke. Zu festlich war sie für diesen Anlass angezogen, man sah gleich, dass sie nicht in diese junge aufgeregte Gesellschaft passte. Die Frau war Romana Kokoschka, Oskars Mutter. Sie stammte vom Land, eine Städterin war sie nie geworden, obwohl ihre Familie nun schon seit zwei Jahrzehnten in Wien lebte. Sie war an diesem Nachmittag als Erste hier gewesen, um sich einen guten Platz zu sichern, ganz vorne wollte sie sitzen, wo niemand ihr die Sicht auf die Bühne verstellte.

»Anfangen!«, erscholl es wieder aus den hinteren Reihen. Ungeduldige Pfiffe ertönten und vereinzelt Rufe forderten bereits die Rückgabe des Eintrittsgeldes, wenn das Theater nicht sofort anfinde.

Plötzlich brach wenige Armlängen vor dem Platz von Romana Kokoschka ein Inferno los, ein ungeheurer Lärm von Trommeln und Kettenrasseln setzte ein. Die Theatervorstellung begann. Hinter den papierenen Kulissenwänden sprangen drei halbnackte Männer hervor, ihre Körper mit knappen Lendenschurzen notdürftig bedeckt, die Gesichter mit schwarzen und rotbraunen Tätowierungen bemalt. Kurz

danach trat eine rothaarige Frau auf die Bühne, stolz und aufrecht, mit ihr zwei Dienerinnen in kurzen Kitteln. Sie begafften die Männer, als hätten sie noch nie einen gesehen. »Ihre stammelnde Lust kriecht wie eine Bestie um mich«, gurrten sie. Die Schauspielerinnen sprachen ihre Texte nicht, sie würgten sie aus sich heraus, nur einzelne Worte und Satzketten waren zu verstehen: »Der bleiche Mann! – Der wittert, dass wir unbeschützt!«* Die halbnackten Männer jagten die Frauen auf der Bühne vor sich her, sie rannten und sprangen und überschlugen sich wie die Akrobaten im Zirkus, ihr Schreien und Brüllen war weit über den Platz zu hören.

Gleich wird die rothaarige Frau von den Männern gefangen genommen, sie werden ihr das Kleid zerreißen, sie auf den Boden schleudern und malträtieren. »Ihr Männer! Brennt ihr mein Zeichen mit heißem Eisen ins rohe Fleisch«, wird der Anführer brüllen. Sie werden es tun. Später aber wird sie ihm ihr Messer in die Brust stoßen. Sie, die Frau, ist die Todbringende, nicht er. Wenn der Mann dann endlich im Sterben liegt, wird die Rothaarige ihren unersättlich geilen Leib auf seinen ausblutenden Körper pressen. Romana Kokoschka hatte sich den Inhalt des Stückes von ihrem Sohn erzählen lassen. Eine blutrünstige Geschichte, aber eigentlich nicht grausamer als die Geschichten in der Bibel, die sie gerne las.

Im Grunde war für Romana Kokoschka alles, was ihr Sohn schuf, ein Beweis seiner Begabung. Er hat den Schauspielern genau vorgezeigt, wie sie sich bewegen sollten. Er hat ihre Körper mit feinen Linien bemalt. Er hat aus ihren Gesichtern furchteinflößende Masken gemacht. Er hat die Texte geschrieben. Er hat die Kulissen gebaut. Alles hat er gemacht. Die Schauspieler waren seine Freunde, alle ständig hungrig und ohne Geld wie er, alle begabt, aber ihr Sohn war der Begabteste von allen!

Oskar war nicht gerade erfreut gewesen, als ihm seine Mutter mitteilte, dass sie die Aufführung besuchen wollte. »Du gehst doch nie ins

* Oskar Kokoschka: »Mörder Hoffnung der Frauen«. In: O. K., Schriften 1907–1955, S. 143. Sämtliche Zitate wurden auf die neue deutsche Rechtschreibung umgestellt.

Theater«, hatte er zu ihr gesagt und gehofft, sie würde darauf verzichten. Außerdem wäre das gar kein richtiges Theater, und die Besucher, die wären auch keine richtigen Theaterbesucher, sie bräuchte sich deshalb gar nicht so fein anzuziehen. »Bleib zu Hause, Mutter.« Aber Romana Kokoschka hatte darauf bestanden, den ersten Auftritt ihres Sohnes in der Öffentlichkeit mitzuerleben.

Die Aufführung näherte sich bereits ihrem Ende, knappe zehn Minuten sollte sie noch dauern, sofern nichts dazwischenkam. Es war bereits dämmrig geworden, und so konnte Oskar von der Bühne aus nicht genau erkennen, wer diese Gestalten waren, die sich in den hinteren Bänken neu dazu gedrängt hatten. Es waren Männer mit Fellkappen und langen Zwirbelbärten, unter buschigen Brauen stachen kohlschwarze Augen hervor.

»Attacke!« Der kehlige Ruf kam von dort hinten. »Attacke! Stechen mit dem Bajonett!«

Die finsternen Männer waren Reservisten eines bosnischen Bataillons aus der Wiedner Kaserne. Der Lärm und das kriegerische Geheul der Schauspieler hatten sie angelockt.

Auf der Bühne hat inzwischen ein obszöner Tanz eingesetzt, die Körper der Schauspieler zucken und wälzen sich am Bühnenboden, begleitet von einem immer wilder werdenden Trommelrhythmus. Die rothaarige Schauspielerin, von der es hieß, sie werde nackt auftreten, hockt auf dem sterbenden Krieger. Ihr Körper ist ein einziges exaltiertes Zucken, das sich endlich in einem einzigen gewaltigen Aufschrei löst. Wie ein Echo hallt es aus den Mündern der bosnischen Soldaten: »Aaaah!«

Oskars Gedanken sind bei Lilith, die nicht gekommen ist. Eigentlich heißt sie Elisabeth Lang. Den Namen Lilith hat sie sich selbst gegeben. Lilith hieß die erste Frau von Adam, beide waren aus demselben Stück Lehm. Sie war gleich an Kraft wie Adam, und sie wollte, wenn sie sich liebten, nicht unter ihm liegen. Sie wollte auf ihm reiten. Adam ging zu Gottvater und beklagte sich: Ich brauche eine Frau, die mir gehorcht. Gott gab Adam recht, und er schuf ihm eine andere Frau, Eva, die unter Adam liegenblieb, wenn er nächtens Lust auf sie bekam.

Doch was tun mit Lilith? Sie war eine reizvolle Frau, und Gott war ein Mann. Also vergnügte sich Gott eine kurze Zeit mit Lilith, bis er sie in die Unterwelt abschob, wo sie seither als Teufelin regiert und nur mehr in Vollmondnächten auf die Erde darf.

Es ist dunkel geworden. Oskar hat Fackeln an die Schauspieler verteilt. Gleich wird das bengalische Bühnenfeuer entzündet werden. Die Fackeln sind mit Magnesiumköpfen bestückt, von jeder einzelnen Fackel wird ein greller Lichtschein ausgehen, jeder in einer anderen Farbe. Der Schlusseffekt der Aufführung wird grandios werden.

Die bosnischen Reservisten sind inzwischen ganz nahe an die Rampe herangekommen und starren auf die spärlich bekleideten Frauen. »Weg da! – Geh weg, du!« Mit einem leichten Schlag gegen die Schulter will ein Zuschauer dem Soldaten deutlich machen, dass er ihm die Sicht verstellt. Aber keiner vergreift sich ungestraft am Rock des Kaisers. Der Soldat dreht sich um, seine Augen blitzen wie schwarze Edelsteine, mit geballter Faust schlägt er dem Zuschauer ins Gesicht.

»Oski!« Das ist die Stimme der Mutter. »Gib acht!«

Den aufkommenden Tumult nützt der mutigste von den Bosniern, springt geschmeidig wie eine Katze auf die Bühne und langt nach dem nackten Schenkel einer Schauspielerin, greift mit seinen vom Pfeifenrauch vergilbten Fingern nach diesem unerwarteten Paradies aus Waden und Schenkeln und Brüsten.

»Oski«, zischt Romana Kokoschka, »gib acht auf die Fackeln!«

Zu spät! Die bereits brennende Fackel entgleitet der Schauspielerin. Noch bevor die bengalische Feuer entfacht werden, brennt die Bühne: Die Kulissen fangen Feuer, eine Stichflamme schießt empor. Die Zuschauer in den hinteren Reihen springen von ihren Sitzen, gebannt verfolgen sie das großartige Schauspiel. Romana Kokoschka bringt sich hinter den Büschen der Parkanlage in Sicherheit. Sie starrt entsetzt in die Flammen und in den Rauch und rechnet im Kopf aus, wie hoch der finanzielle Schaden für ihren Sohn sein wird. Die Einnahmen waren ganz gut, damit müssen aber erst einmal die Druckkosten für die Plakate gedeckt werden. Die Schauspieler werden unter diesen

Umständen auf ihre Gagen verzichten, denkt sie und hofft, dass für Oskar trotz allem zumindest ein kleiner Betrag übrigbleibt, denn für die letzten drei Monate hat er ihr noch keinen Heller Kostgeld bezahlt.

Nach Mitternacht wusste in der American Bar bereits jeder über die Ereignisse im Gartentheater Bescheid: Dass die Polizei gekommen war und vom Autor des Theaterstückes Bußgeld wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses verlangt hatte, dass die Feuerwehr erstaunlich schnell zur Stelle gewesen war, offenbar hatte man schon im Vorhinein das Ärgste befürchtet und den Spritzenwagen bereitgestellt. Im Großen und Ganzen war alles ein Spaß gewesen, primitive Kunst halt, vielleicht eine Parodie auf die jüngste Oper von Richard Strauss, die gerade an der Hofoper einstudiert wurde.

»In Elektra muss Orest seine Mutter töten. Nicht um sie zu strafen, sondern um sie zu erlösen. Der Mörder als Hoffnung der Frauen. Ein ganz interessanter Gedanke eigentlich«, überlegte der junge Redakteur und tippte seinen Artikel mit flinken Fingern in die Schreibmaschine. Seine Kritik zu Oskar Kokoschkas Theateraufführung würde am nächsten Morgen im Neuen Wiener Journal erscheinen. »Was hat der Autor mit dem tollen Wirbel eigentlich gewollt? Die wilden Wortexzesse, das unverständliche, ekstatische Gekreische, das Herumkollern von Menschenklumpen auf der Bühne mutete nicht wie die Realisierung ernster, künstlerischer Absichten, sondern wie eine Verhöhnung des gesunden Menschenverstandes und des guten Geschmacks an. Um irgendeiner verschrobenen, perversen Auffassung von dem gegenseitigen Verhältnis von Mann und Weib Ausdruck zu geben, bedurfte es nicht der Erfindung einer grotesken, unästhetisch wirkenden Verwicklung, aus der mehr instinktiv als bewusst die Absicht des Autors herausgefischt werden sollte.«*

Der Leiter der Kunstgewerbeschule, Alfred Roller, hatte von dem Skandal, den ein Student seiner Anstalt verursacht hat, ebenfalls noch am selben Abend erfahren. Es war ihm sofort klar, dass er jetzt Konsequenzen ziehen musste. Obwohl er den jungen Mann für begabt hielt,

* Neues Wiener Journal, Jg. 17, 5. Juli 1909, S. 4.

würde er ihm sagen müssen, dass seine Weiterarbeit an dem Institut nicht erwünscht sei und dass damit auch sein Stipendium eingestellt werde.

Manchmal dauerte es acht Tage, bis die wichtigsten Wiener Tageszeitungen in New York ankamen. Die Dame aus Wien hatte darauf bestanden, dass ihr die Zeitungen nachgeschickt würden. Das war das Mindeste, was sie für sich verlangte. Bei einigen Journalen konnte es sogar passieren, dass sie mit einer Verspätung von mehreren Wochen eintrafen. »Your magazines«, sagte der Rezeptionist des Savoy und überreichte ihr die Zeitungen in einem gebündelten Päckchen. Sie ließ, während sie das Päckchen übernahm, ihren Blick über die Hotelgäste in der Lobby schweifen, prüfend, ob vielleicht irgendjemand darunter wäre, dem zuzulächeln sich lohnte. Sie sah aber nur diese stinkreichen Geschäftsleute mit ihren aufgetakelten Gattinnen, öde Gesichter trivialer Menschen, kein Künstler, keine verwandte Seele weit und breit. Also schlug sie den kürzesten Weg zum Lift ein.

Der dunkelhäutige Liftboy grinste sie unverschämt an, dabei mochte er kaum vierzehn Jahre alt sein, der Bengel. Sie suchte in ihrer Handtasche nach einem Five-Pence-Stück, das sie ihm geben wollte, wenn die Kabine endlich im achten Stockwerk angelangt sein würde. Der Junge sah sie mit einem Blick an, den sie bei einem reifen Mann »verzehrend« genannt hätte. Die Neger sind frühreif, dachte sie, das liegt in der Rasse. Eigentlich ist er bildhübsch, der Junge, auch wenn er schwarz ist und noch nicht ganz ausgewachsen. Immer verlieben sich die Kleinen in mich! Sie seufzte, als sie daran dachte, dass der Mann, den sie geheiratet hatte und der jetzt wieder müde und missmutig oben im achten Stockwerk auf sie wartete, knapp einen Meter sechzig groß war, einen Kopf kleiner als sie.

»Maestro and his pretty girl«, wie die Amerikaner ihren Mann und sie nannten, hatten im letzten Jahr ein Appartement im Hotel Majestic in der 72. Straße bewohnt. Zu Beginn der heurigen Saison waren sie aber hierher ins Savoy gezogen, wo auch Caruso sein Appartement hatte und andere Sänger der Metropolitan Opera. Caruso war ein

reizender Kerl! So warmherzig und humorvoll. In seiner Gesellschaft hatte sie schon anregende Stunden verbracht. Der Toscanini dagegen konnte ihr gestohlen bleiben, für sie war er ein Abgesandter der Mailänder-Mafia, überheblich und ignorant.

»Er versucht, dich aus der Met zu verdrängen, sagen wir es ruhig deutlich, du musst etwas dagegen unternehmen! Schreib eine Protestnote an die Direktion! Toscanini hat vor, den Tristan zu dirigieren, und wenn er das wirklich macht, zerstört er damit alles, was du hier aufgebaut hast. Er soll seinen Verdi aufführen und den Puccini, aber Hände weg von Wagner! Wagner ist ein Deutscher!«

In der Direktionsetage der Met hatten seit Beginn der neuen Saison die Italiener das Sagen, allen voran der Direktor der Mailänder Scala. Irgend so ein Mister Kahn finanzierte das Haus mit seinen Millionen und durfte deswegen auch bestimmen, wer der nächste Direktor sein sollte. Entsetzlich der Gedanke, dass dieser Milliardär, der wahrscheinlich nicht die geringste Ahnung von Kunst, geschweige denn von Musik hatte, solche Entscheidungen traf!

»Hier sind die Verhältnisse anders. Und es ist mir auch egal, wer hier wen dirigiert. Amerika ist groß genug für zwei Dirigenten. Ich bin glücklich, nicht mehr die Verantwortung für jedes und alles tragen zu müssen wie an der Wiener Oper«, war die gleichbleibende Antwort ihres Gatten.

In Wien hätte er sich so etwas nicht bieten lassen, dachte sie. Er war in ihren Augen alt und müde geworden, und seit eine amerikanische MilliardärsGattin ihm ein eigenes Orchester finanzierte, das New York Philharmonic Orchestra, hatte er seinen Kampfgeist völlig verloren.

»Heute sind endlich wieder Zeitungen aus Wien gekommen. Ein wunderbarer Verriss eines jungen Malers, der ein Theaterstück geschrieben hat. Ich krieg richtig Heimweh. Kokoschka – sagt dir der Name was? Soll ich dir vorlesen?«

»Nein«, hörte sie ihren Gatten aus dem Nebenzimmer antworten.

»Warum nicht? Es gibt doch nichts Schöneres, als den Verriss eines anderen zu lesen.«

»Ich möchte schlafen.«

»Fühlst du dich nicht wohl? Soll ich den Doktor Fraenkel anrufen?«

»Nein.«

»Doktor Fraenkel kommt gern zu uns, das weißt du.«

»Zu uns? Zu dir«, antwortete er bitter.

Misstrauen und Eifersucht ihr gegenüber quälten ihren Gatten von Jahr zu Jahr mehr, und damit vergällte er auch ihr den Spaß am Leben. Manchmal empfand sie seine Qualen als gerechte Strafe für seine Hybris, eine Frau geheiratet zu haben, die beinahe zwanzig Jahre jünger war als er.

Später dann, als der Maestro im Nebenzimmer sein Schläfchen hielt und die regelmäßigen Schnarchgeräusche sich mit dem leisen Trommeln des Regens auf das Vordach mischten, griff seine Frau, die man hier pretty girl nannte, was ihr schmeichelte, da sie im August bereits ihren dreißigsten Geburtstag feiern würde, nach der Flasche mit hochprozentigem Kräuterlikör, die sie sich aus Paris hatte schicken lassen. Sie füllte ein Glas mit der goldfarbenen Flüssigkeit, mischte sie mit einem kräftigen Schuss Cognac, trank es in einem Zug leer und wünschte sich, sie könnte wegfliegen.

Sie ging zum Fenster und schaute auf die hohen Gebäude am Rande des Central Park und auf die Regenwolken, die vom Osten herüberzogen, vom Meer, von Europa, von Wien, wo es jetzt bereits Abend war, wo die Lichter im Zuschauerraum des Opernhauses gerade langsam verloschen und das aufgeregte Getuschel in den Logen allmählich verstummte. Sie vermisste den Klatsch und Tratsch, die erregten Diskussionen nach einer Opernpremiere. Sie dachte an die erbitterten Schlachten, die sich die Brahms- und Wagneranhänger in Wien liefern konnten. Selbst die Hetze gegen ihren Gatten, die ihr und ihm die Entscheidung, Wien für immer zu verlassen, leicht gemacht hatte, schien ihr nun wie ein Zeichen der Lebendigkeit und Begeisterungsfähigkeit der Wiener. Sie litt an krankhaftem Heimweh. Vielleicht war es gar nicht so abwegig, den Doktor Fraenkel rufen zu lassen, ihretwegen.

Sie dachte an die Villa ihres Stiefvaters Carl Moll am Stadtrand von Wien, auf der Hohen Warte. Auf der einen Seite waren die Weingärten des Kahlenbergs zum Greifen nahe, auf der anderen Seite lag einem die

Stadt Wien zu Füßen. Dort wurde jetzt sicherlich gerade ein kleines Dinner vorbereitet, für die Künstler, die nach der Premiere vorbeikommen sollten, für die Sänger und Komponisten, für die Dichter und Schauspieler. Nach Mitternacht würde sich dann jemand an den Flügel setzen und spielen. Früher war sie das gewesen, alle hatten sie bewundert. Heute Nacht würde vielleicht Arthur Schnitzler an ihrem Platz sitzen und seine Frau würde singen, Olga, die genau wie sie ihre eigene Karriere für die ihres Gatten geopfert hatte. Eine Schicksalsschwester!

Sie vergrub ihr Gesicht in den Seiten des Neuen Wiener Journals, das Papier roch nach Leim und Leder, ein bisschen auch nach tranigem Fisch. In diesem Papier lebten Menschen, liebe Menschen, die jetzt so weit weg waren.

Sie zog mit dem Finger die Zeilen nach und strich zärtlich über die Namen jener Künstler, die sie kannte. Hier stand etwas über Hans Pfitzner, der sie so liebte, über Arnold Schönberg, ihren Studienkollegen, über Gustav Klimt, der ihr das Küssen beigebracht hatte, über Bruno Walter mit den schönen schwarzen Augen – und über den unglücklichen Alexander Zemlinsky, dem sie so weh getan hatte, als er an einem Dezemberabend vor sieben Jahren aus der Zeitung erfahren musste, dass seine Geliebte, das Fräulein Alma Schindler, nun mit dem Hofoperndirektor Gustav Mahler verlobt sei. Zärtlich strich sie auch über den Namen des unbekanntem jungen Malers, der mit seinem Theaterstück das Wiener Publikum so herrlich in Wut bringen können, Oskar Kokoschka.

Sie goss sich ein weiteres Glas Bénédictine ein, das müsste aber das letzte sein für heute, sagte sie sich, und sie schaute wieder in den Regenhimmel, und sie sehnte sich nach irgendetwas.